

Der verspätete Wassersegen in Südportugal

Kontroverse um den Alqueva-Stausee im Alentejo

In Portugals arider Südregion Alentejo entsteht der grösste künstliche See im Raum der Europäischen Union. Ursprünglich sollte der bereits vor Jahrzehnten geplante Alqueva-Stausee vor allem für Impulse in der Landwirtschaft sorgen. Auf wessen Mühlen das Wasser nun fließen wird, steht angesichts der veränderten Realität dahin.

ter. Lissabon, im Mai

Der 70-jährige frühere Landarbeiter mit dem zerfurchten, braun gebrannten Gesicht erinnert sich nicht so genau, ob er im Alter von 25 oder gar von 30 Jahren erstmals das Meer gesehen hat. Vom 360-Seelen-Dorf Aldeia da Luz in Portugals trockener Südregion Alentejo sind es nur rund 200 Kilometer bis zum Küstenraum um die Hauptstadt Lissabon. In der Hoffnung auf ein besseres Leben sind viele Dorfbewohner schon längst dorthin abgewandert. Mit Schulterzucken antwortet der Mann auf die Frage, ob wohl seine ebenfalls fortgezogenen Kinder und Enkel angesichts einer neuen touristischen Attraktion fortan wenigstens zu Besuch öfter in die Heimat zurückfinden werden. Für ein kühles Bad an heissen Sommertagen werden die jungen Leute bald nicht mehr ans Meer fahren müssen, denn das Wasser kommt zu ihnen. Auf seine alten Tage bleibt dem Mann dafür ein Umzug nicht erspart. Im kommenden Winter soll Aldeia da Luz unter einem Stausee verschwinden. Für die Bewohner entsteht zwei Kilometer entfernt ein völlig neues Dorf.

Grösser als der Lago Maggiore

Schon der Sommer 1999 sollte im alten Dorf, von dessen einstöckigen Reihenhäusern wuchtige runde Schornsteine in die Höhe ragen, der letzte sein. Rund 35 Kilometer südlich verzögerte sich jedoch die Vollendung der 96 Meter hohen Mauer, die den aus Spanien kommenden Fluss Guadiana zum grössten künstlichen See auf dem Gebiet der Europäischen Union stauen wird. In diesem September sollen aber die Bewohner von Aldeia da Luz endgültig ihr letztes Dorffest vor der Flut am jetzigen Ort feiern. Wenn der See seine maximale Stauhöhe von 152 Metern über dem Meer erreicht hat, wird er mit 250 Quadratkilometern, 35 davon auf spanischem Territorium, grösser sein als der Lago Maggiore. Das «Mehrzweckprojekt Alqueva», das blühende Landstriche schaffen soll, kostet umgerechnet rund 2,8 Milliarden Franken. Trotz vielen Einwänden von Naturschutz- und Umweltverbänden beteiligt sich

auch die EU an den Kosten.

Auch unter wirtschaftlichen Aspekten melden sich Skeptiker mit Zweifeln zu Wort. Ohne Wasser, so viel ist klar, läuft nichts im Alentejo, der oft als Kornkammer Portugals bezeichnet wird, aber zu den ärmsten Regionen in der EU gehört. Mit 26 000 Quadratkilometern nimmt der Alentejo in Portugal über ein Viertel der Staatsfläche ein, dort leben aber nur fünf Prozent der zehn Millionen Einwohner. Als Markenzeichen der Region, die vom Atlantik bis zur spanischen Grenze reicht, gelten die weiten Ebenen und das leicht gewellte Hügelland, Weizenfelder, Olivenhaine, Kork- und Steineichen sowie schmucke weisse Dörfer. Zur Kehrseite der Idylle gehören Abwanderung, Überalterung und eine hohe Selbstmordrate.

Nur bietet reichlich Wasser allein noch keine Garantie für den grossen Sprung, den die Regierung und das für die Koordinierung des Stauseeprojektes zuständige öffentliche Unternehmen Empresa de Desenvolvimento e Infra-Estruturas do Alqueva (Edia) versprechen. Sogar die Befürworter des Projekts in Alqueva räumen ein, dass der Wassersegen 30 Jahre zu spät kommt. Schon einige Zahlen zur Dimension des Projektes muten aber imposant an. Auf einer Länge von 83 Kilometern wird der Rio Guadiana aufgestaut. Der See wird eine Uferlinie von über 1000 Kilometern haben. Seine Kapazität von 4150 Millionen Kubikmetern soll eine Wasserreserve für Dürrezeiten von bis zu drei Jahren schaffen.

Mit dem Wasser will man unter anderem die Agrarproduktion diversifizieren. Für die Bewässerung von 110 000 Hektaren Land ist der Bau eines 5000 Kilometer langen Leitungsnetzes geplant. Damit auch die Lichter nicht ausgehen, entsteht beim Staudamm ein Wasserkraftwerk. Nicht zuletzt setzt man auf die touristische Entwicklung des Alentejo. Der Staudamm soll mehr als 20 000 Arbeitsplätze schaffen.

Das Projekt ist alt. Im Alentejo kommt der Fortschritt aber nur langsam. Wirtschaftliche und politische Turbulenzen taten ein Übriges, um die Realisierung des Projekts zu verzögern. Im Jahr

1957, unter der damaligen ultrakonservativen Diktatur, war der Bau des Staudamms ins Gespräch gekommen; man hoffte, damit Portugals Abhängigkeit von Getreideimporten zu reduzieren. Im Alentejo herrschten damals jene Verhältnisse, die der Literaturnobelpreisträger José Saramago in seinem Roman «Hoffnung im Alentejo» beschrieben hat: grosse Latifundien, die lediglich zum Teil bearbeitet wurden, und Saisonarbeiter, die zu Hungerlöhnen schufteten. Nach der Nelkenrevolution von 1974 schien alles anders zu werden. Unter dem Motto «Das Land denen, die es bearbeiten» besetzten Arbeiter die Güter. 1975 wurden formell 1,15 Millionen Hektaren Land enteignet und an über 500 «kollektive Produktionseinheiten» verteilt. Unter starkem Einfluss der Kommunisten, die im Alentejo noch heute viele Bürgermeister stellen, begann damit eine Agrarreform mit dem Ziel, ungenutztes Land zu bearbeiten und die Produktion zu steigern.

Alte Pläne für eine neue Wirklichkeit

Vor diesem Hintergrund beschloss 1975 eine linke Übergangsregierung den Bau des Staudammes am Guadiana, mit dem 1976 begonnen wurde. Angesichts einer akuten Finanznot wurde der Bau 1978 unterbrochen. Im Raum stand aber auch der Vorwurf, dass den zunehmend moderaten bis konservativen Regierungen gar keine Entwicklung im Alentejo lieber war als eine unter falschen Vorzeichen. Mittlerweile hatte zudem die Rückgabe von Land an die früheren Besitzer begonnen. Der Alqueva verschwand nie ganz von der Agenda, aber nach einer dreijährigen Dürre mit dramatischen Folgen beschloss die Regierung 1993, den Bau fortzusetzen. Die Realitäten im Lande hatten sich jedoch stark verändert. Als Mitglied der EU unterlag Portugal nun den Einschränkungen der gemeinsamen Agrarpolitik. Hatte sich in der Tourismusbranche das Augenmerk vorher mehr auf die Erschliessung der Südküste Algarve konzentriert, so hatte inzwischen die Suche nach sanften Alternativen begonnen.

Unterdessen zeugten Umwelt- und Naturschutzgruppen, die auf den Plan traten, von einem neuen kritischen Bewusstsein. Mit den offiziellen Beteuerungen, dass alles unternommen werde, um die negativen Folgen des Grossprojektes zu reduzieren, geben sie sich nicht zufrieden. Vor wenigen Monaten protestierten auch ausländische Gruppen gegen das, was sie als Europas grösste Abholzaktion aller Zeiten bezeichnen. Um die Qualität des Wassers zu sichern, sollen in zwei Phasen insgesamt 1,1 Millionen Bäume gefällt werden. Bei der Hälfte davon handelt es sich laut

dem Edia-Chef Serrão um Eukalypten, die schnell wachsen und als ökologisch weniger wertvoll gelten. Aber auch Olivenbäume, Kork- und Steineichen müssen weichen.

Die Kritiker haben indes verstanden, dass sie den Stausee nicht mehr verhindern können. Sie plädieren nun für eine Füllhöhe von nur 139 (statt der geplanten 152) Metern. So würde sich die Fläche des Sees etwa halbieren, weniger Bäume müssten gefällt werden. Auch ökologische Korridore und seltene Spezies wie Schwarzstorch, Fischotter, Kaiseradler oder Mönchsgeier würden geschont. José Paulo Martins von der Umweltorganisation Quercus hält das Projekt Alqueva in wirtschaftlicher Hinsicht derweil für einen «Mythos». Als Unwägbarkeiten nennt er unter anderem die Unklarheit über den Abgabepreis des Wassers für die Landwirte und die Konkurrenzfähigkeit der künftigen Agrarprodukte aus dem Alentejo. Als letztes Argument führten Gegner des Projektes die Sorge um das archäologische Kulturgut an. Neben einem in der Nähe von Aldeia da Luz gelegenen römischen Schieferkastell werden auch rund 5000 Jahre alte prähistorische Felszeichnungen in den Fluten verschwinden. Schon 1997, betont die Edia, begann eine Multimedia-Bestandsaufnahme des entsprechenden Kulturerbes.

Wasser auf wessen Mühlen?

Ob die Hoffnungen um den Alqueva in Erfüllung gehen, wird sich zum Teil erst im Laufe der Jahrzehnte erweisen. Schon im Jahr 2002 soll Alqueva-Wasser auf die ersten Felder fliessen. Erst im Jahr 2025 soll aber das Bewässerungssystem fertig sein. Verschiedentlich wurde bemängelt, dass bisher die Landwirte noch nicht ausreichend auf die Nutzung der neuen Chancen vorbereitet worden seien. Viel konkreter als in der Landwirtschaft erscheinen die Perspektiven im Tourismus. Für den Bau von Unterkünften oder die Anlage von Golfplätzen und für Wassersport-Initiativen gibt es ein reges Interesse im In- und Ausland, sagt João Andrade Santos, Präsident des Fremdenverkehrsverbandes der Region um die Alentejo-Metropole Évora. Ein angekündigter Raumordnungsplan soll eine behutsame Erschliessung des Gebietes um den Stausee sicherstellen. Schon jetzt ist aber die Immobilienspekulation zu spüren, und es wächst die Angst davor, dass sie manchen Agrarprojekten das Wasser abgraben könnte.

Santos will die Entwicklung nicht nur dem Markt überlassen. Ohne Korrekturmechanismen, meint er, würden nur die Latifundisten vom Al-

queva-Stausee profitieren. Gemeinsam mit vielen bekannten, meist linksstehenden Persönlichkeiten, unter ihnen kommunistische und einige sozialistische Parlamentsabgeordnete, zählt er zu den Unterzeichnern des Manifests «Por Alqueva». Sie fordern Anreize für die Ansiedlung von Bauern und verarbeitenden Betrieben. Im Parlament brachten derweil die Kommunisten einen Gesetzesentwurf für die Schaffung von einem «Banco de Terras» ein. Nach ihren Ideen sollen grosse Ländereien gegen Entschädigung enteignet und per Ausschreibung in Parzellen von bis zu 50 Hektaren an Landwirte verpachtet werden. Der Regierungschef Guterres vom Partido Socialista signalisierte dieser Tage Offenheit für diese Idee, die sein Agrarminister dagegen verwarf.

Der Stausee verschlingt unter anderem eine Papierfabrik, deren rund 200 Beschäftigte noch in eine ungewisse Zukunft sehen. Unterdessen will man den Bewohnern von Aldeia da Luz den schmerzhaften Umzug mit vielen Details erleich-

tern. Das neue Dorf, an dem Arbeiter aus Portugal, Afrika und Osteuropa bauen, ähnelt von der Anlage her dem alten. Hier entstehen 210 Wohnhäuser, aber komplett mit Kanalisation und Anschlüssen für Gas, Telefon und Kabelfernsehen. Beim Innenausbau hat die Edia weitgehend die Wünsche der Bewohner berücksichtigt. Zum neuen Dorf gehören auch Läden und Gaststätten, eine Sporthalle, eine Schule und ein Kindergarten, eine Stierkampfarena, ein Gesundheitszentrum, eine Kirche, eine Kapelle und nicht zuletzt ein Friedhof. Dorthin will man die Toten vom jetzigen Friedhof umbetten, eine etwas problematische Aktion, bei der Psychologen zur Stelle sein sollen. Wie sich die Edia um alle Details kümmert, illustriert ihr Sprecher Carlos Silva auch mit dem Hinweis darauf, dass sie bei allen Bestattungen seit 1995 die Mehrkosten für Bleisärge trägt.